

Pionierarbeit und neue Aufgaben nach der Zeitenwende 1989/90

## Der gute Ruf der Deutschen hilft beim Friedensprozeß



Im März 1996 wurde das Ende des Krieges gefeiert, der viele hundert Menschenleben gefordert und 200 000 Tuareg und Mauren ins Exil getrieben hat.

Von Karin Adelman

In Äthiopien wurden Kurse in Lehm- bautechnik für Ex-Soldaten gefördert. In Uganda hat die deutsche Entwicklungshilfe einen Ex-General zur Verteilung von Wellblechdächern engagiert, die Kriegsveteranen den Start im Zivil- leben erleichtern sollen. „Demobilisie- rungshilfe“ heißt das im Fachjargon. Andere afrikanische Länder erhielten „De- mokratisierungshilfe“, ganz praktische Dinge wie Wahlurnen, Stimmzettel und Schulung für Wahlhelfer. Verwaltungs- leute aus der Mongolei bekamen die Chance, im Deutschen Bundestag zu ler- nen, wie ein Parlament funktioniert. Die Kirchen finanzieren „Demokratischeschulen“ in Kenia und Bürgermeisterwahlen in Peru.

Der „Wind des Wandels“ nach der Zei- tenwende 1989/90 hat der Entwick- lungszusammenarbeit eine ganze Palette von neuen Aufgaben zugeweiht, die sich unter den Stichworten „Demokratie- förderung“, „Konfliktklärung“ und „Krisenprävention“ zusammenfassen las- sen. In Anlehnung an die Formel „Hilfe zur Selbsthilfe“ könnte auch von „Hilfe zur Selbstbestimmung“ gesprochen wer- den.

### Rückkehr planen

Spannender und viel schwieriger noch als die theoretische Begründung des neuen Aufgabenfeldes ist die Frage der praktischen Umsetzung. Alle, die in diesem Bereich arbeiten, leisten Pionier- arbeit, wie zum Beispiel die Mitarbeiter der Gesellschaft für Technische Zusammen- arbeit (GTZ) im Projekt „Mali Nord“ am Südrand der Sahara. Sandiges, flaches Land so weit das Auge reicht, verdorrtes Gestrüpp und ein paar Akazien. Ist das ein Ort, nach dem man sich jahrelang zu- rücksehnen kann? Mohamed Ag Moha- med diese Frage zu stellen wäre vermes- sen. Viele Male war der Chef des Tuareg- Clans der Kel-Tegoungoutene an diesen gottverlassenen Ort 30 Kilometer süd- westlich von Timbuktu zurückgekehrt, um zu erkunden, ob er seine Leute tat- sächlich aus dem Flüchtlingslager Bassi- kounou in Mauretanien hierher nach Tin Telout zurückführen kann.

Die Pumpen für die Bewässerung der Reisfelder, das Saatgut und die Nah- rungsmittelhilfen bis zur Ernte haben die Entscheidung für die Rückkehr erleich- tert. Vor einem halben Jahr noch war Tin Telout ein Geisterort. Im September 1996 überzieht helles Grün die Reisfelder des heimgekehrten Tuareg-Clans am Tassakan, einem Nebenarm des Niger. Das ist ein konkreter Erfolg der deut- schen Hilfe für den Friedensprozeß im

Norden Malis, die Entwicklungsminister Carl-Dieter Spranger im Frühjahr 1993 bei seinem Besuch in Mali versprochen hatte.

Für den Besuch von Wighard Härdtl in Tin Telout müssen fünf Hammel sterben, damit der Gast angemessen bewirtet wer- den kann. „Wir werden den Friedenspro- zeß weiter unterstützen, und wir werden Freunde bleiben“, versichert der Staats- sekretär aus Bonn den Honoratioren un- ter dem breit ausladenden Dach des Tu- areg-Zeltes. Sein Versprechen wird ernst- genommen. Die Deutschen haben in Mali einen guten Ruf – nicht nur bei der Regierung in Bamako, sondern auch bei den Nomaden in der Wüste. Was in Deutschland niemand mehr weiß, wurde in der früheren französischen Kolonie nicht vergessen – die Bundesrepublik hatte 1960 als erster Staat diplomatische Beziehungen zum unabhängig geworde- nen Mali aufgenommen. 33 Jahre später waren die Deutschen die ersten, die mit der konkreten Hilfe für den Friedenspro- zeß im Norden begonnen haben.

„Als wir 1994 hierher kamen, war gerade der schweizerische Konsul von Songhai-Soldaten erschossen worden. Man hatte ihm vorgeworfen, daß er mit den Tuareg-Rebellen zusammenarbeite. Die Situation war furchtbar“, erinnert sich Barbara Rocksloh-Papendieck, „tun konnten wir eigentlich gar nichts, und wir wären schleunigst verschwunden, hätten uns nicht die Einheimischen immer wieder beschworen, bleibt doch bitte, bleibt.“ Die Mühen der Anfangs- zeit machen sich später bezahlt. Das „Programm Mali Nord“, das Henner Pa- pendieck und Barbara Rocksloh-Papen- dieck im Auftrag der GTZ im Norden Malis aufbauen, kann vom Frühjahr 1995 an eine einzigartige Vermittlungs- arbeit zwischen den Konfliktparteien lei- sten und den Weg für die Friedensver- handlungen zwischen den „weißen“ Tu- areg und Mauren auf der einen und den „schwarzen“ Songhai und Bellah auf der anderen Seite ebnen.

### Einzige Entwicklung

Zur Legende wurde das Aussöhnungs- treffen vom 8. bis 11. September 1995 in M'Bouna, einem Grenzort zwischen den Seßhaften (Songhai) und den Nomaden (Tuareg und Mauren). M'Bouna hatte unter der Rebellion besonders stark gelit- ten, es gab deshalb keinen geeigneteren Ort für die Aussöhnung in diesem Raum. „Sie kamen per Lastwagen und Pick-up; zu Fuß, auf Eseln und Kamelen. Selbst am letzten Tag reisten noch Leute an, manche hatten erst spät von dem Treffen erfahren. M'Bouna war ein einziger Fest- platz. Mit 650 Personen hatten die Orga- nisatoren gerechnet, 2000 kamen“. be-

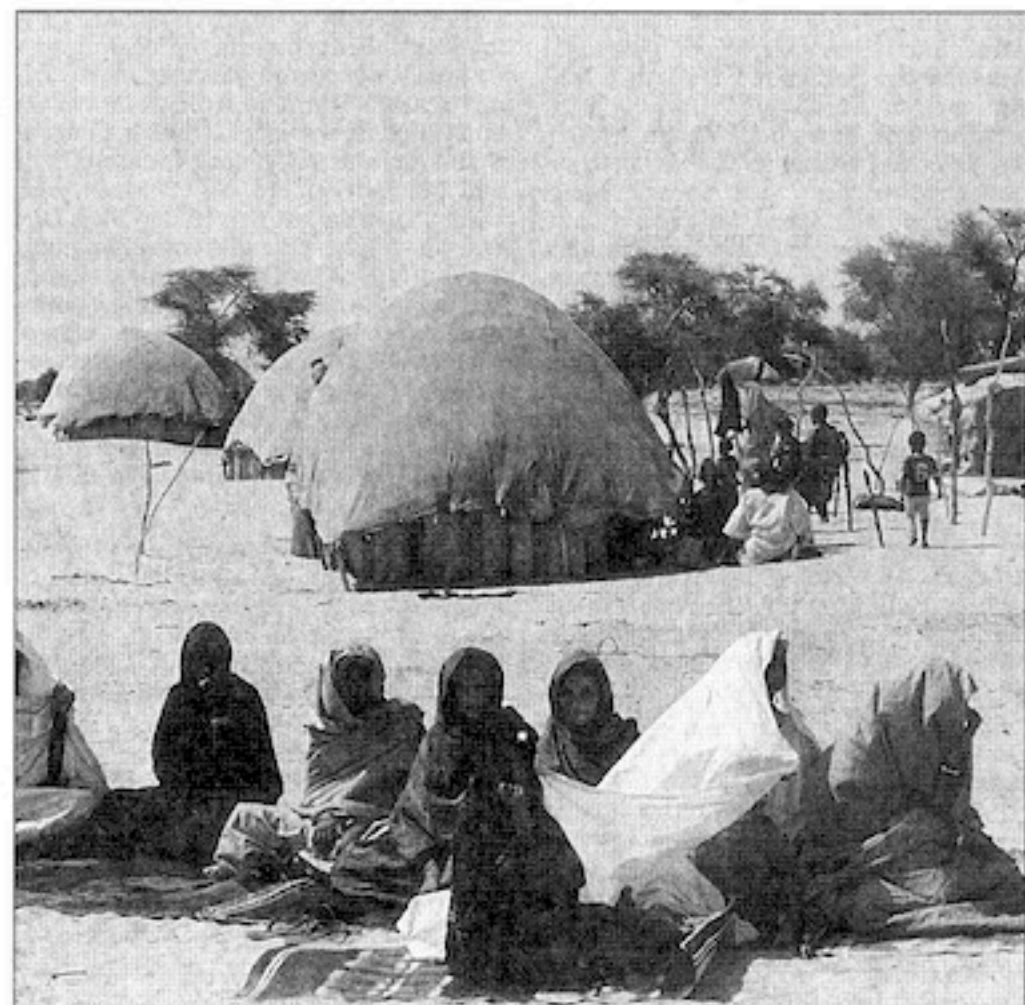
richtet Barbara Rocksloh-Papendieck. Die deutsche Entwicklungshilfe steuerte 40 000 Mark zur Finanzierung des Ver- söhnungstreffens bei.

Es waren Vertreter der lokalen Bevöl- kerung, die den Anstoß für das Treffen gaben und die sich dann auch mit der Bitte um Hilfe an die GTZ-Mitarbeiter wandten. „Die Ältesten der Tuareg, der Mauren, der Songhai und der Bellah haben sich zusammengesetzt und be- schlossen, daß der Krieg beendet werden müsse. Sie sagten sich, Jahrhunderte lang haben wir friedlich zusammenge- lebt, und es wird uns gelingen, dies auch weiterhin zu tun.“ Die deutsche Hilfe für das Zustandekommen des Treffens in M'Bouna habe wie ein Katalysator ge- wirkt, sagt Henner Papendieck. Das heißt, mit relativ geringen Mitteln seien in einer scheinbar aussichtslosen Situa- tion die entscheidenden Weichen gestellt worden. „Mali ist heute ein Beispiel da- für, wie man durch Gespräch und Ver- handlung einen tödlichen Konflikt lösen kann.“

Mit einem „Friedensfeuer“, in dem die Tuareg-Rebellen ihre Waffen verbrann- ten, wurde im März 1996 das Ende des

Krieges gefeiert, der viele hundert Men- schenleben gefordert und 200 000 Tuareg und Mauren ins Exil getrieben hatte.

Freilich ist der Frieden noch lange nicht sicher. Viele Viehnomaden aus der Sahara fühlen sich vom malischen Staat vernachlässigt. Manche Schwarze sehen in den hellhäutigen Nomaden noch im- mer gesetzlose Räuber und Sklavenhal- ter. Die Integration der Tuareg-Rebellen in die malische Armee scheint kaum zu funktionieren. Von der Regierung ver- sprochene Entschädigungen an die Ex- Rebellen wurden nur teilweise bezahlt, und auch beim Blick auf das helle Grün der Reisfelder von Tin Telout bleiben Zweifel. Die Schwerarbeit mit der Hacke leisten ausschließlich die Bellah, auch die „schwarzen Tuareg“ genannt. Jene Nachfahren der Sklaven, die die Tuareg über Jahrhunderte hin in Westafrika zu- sammengeraubt hatten. Künftige aus- ländische Hilfe werde an den Wurzeln solcher traditionellen Konflikte anset- zen müssen, meinen die deutschen Hel- fer: „Es kann uns schließlich nicht darum gehen, bei der Wiederherstellung einer Sklavenhaltergesellschaft zu hel- fen.“



Tuareg und Bellah vor einer Zeltstadt. Die Arbeit auf den Feldern leisten ausschließlich die Bellah, auch die „schwarzen Tuareg“ genannt. Foto: Karin Adelman